



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

kundig seien. Sie forderten mich auf, mit den Straßen vom Markte zu beginnen, da sie imstande seien, im voraus anzugeben, welcher Wirt regelmäßig dort reinigen lasse, und bei welchem eine Untersuchung vorgenommen werden müsse. Ich beschloß jedoch, den ersten Versuch auf der Sandseite zu machen, wo ich auf die Unterstützung des Gärtners Petrow rechnete.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Erziehung zum Weltberuf. Der Glaube an den Weltberuf des deutschen Volkes hat überraschend schnell Verbreitung und Anhang im Volke selbst gefunden; wenn die öffentliche Meinung, die in Zeitungen und Wochenschriften zum Ausdruck kommt, vielleicht noch kein vollgiltiger Beweis dafür ist, so rechtfertigt den Schluß doch die ausgesprochene Färbung der Massensliteratur, die sich ja immer dem Geschmack des großen Publikums anschmiegt. Über das Tempo und über die Grenzen, die sich Deutschland in seinen Auslandsbestrebungen setzen soll, mögen die Meinungen noch recht verschieden sein; aber daß das alte „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ keine Gültigkeit mehr hat, sondern daß der Deutsche wohl daran tut, sich draußen rechtzeitig seinen Platz an der Sonne zu sichern, diese Vorstellung darf schon ein Gemeingut aller genannt werden, die an dem Wohl und an der Zukunft des Reiches Anteil nehmen. Schwieriger zu entscheiden ist die Frage, wie der Grund aussieht, auf dem sich diese Vorstellung mit ihrem zuversichtlichen Ausfluchtsturm aufbaut. Die knappe Zeit der Entwicklung macht es zwar erklärlich, wenn anfangs in allen Fällen, wo Deutschland im Ausland einen Schritt vorwärts gekommen ist, zuerst entweder ein Einzelner in stiller, durchgreifender Arbeit voranging, oder umgekehrt die Reichsregierung mit einem unbemerkt vorbereiteten Entschluß der Entwicklung einen fördernden Stoß gab, während im Volke selbst sich die Überzeugung von der Nützlichkeit und Notwendigkeit eines solchen Schrittes immer erst hinterher Bahn brach. Aber es ist merkwürdig, daß auch heute noch die weltpolitischen Ideen des Deutschen in der Regel da Halt machen, wo die Ansprüche an seinen Geldbeutel beginnen — mag es sich dabei um Ausgaben des Reiches oder um Anforderungen an die Unternehmungslust des Privatkapitals handeln; und es will manchmal scheinen, als ob der fast überschwengliche Beifall, mit dem er einer weitsehenden Weltpolitik zuzustimmen vorgibt, mehr dem Gefühl als dem Verstande, mehr der leicht befriedigten Eitelkeit als tiefbegründeter Erkenntnis entspränge. Er trägt seinen Willen über die Grenzen der frühern Heimat hinaus wie der junge Student, der sich frisch, frei und unverzagt, im Hochgefühl der im engen Kreis erprobten Kraft eine Welt erobern will, und der doch nicht ahnt, welche Wege er einschlagen kann, noch was für Hindernisse ihm entgegenstehn — mit einem Worte, dem jede Welterfahrung fehlt.

Von dem jungen Kaufmann, der in fremde Lande zieht, um dort sein Glück zu finden, gilt es als selbstverständlich, daß er, so gut seine Rüstung an Kenntnissen auch sein mag, doch zuerst noch beginnen muß, Land und Leute zu studieren, um sie richtig behandeln zu können, und daß er vor allem sich selber beobachten und studieren muß, um seine Fähigkeiten richtig einzuschätzen und sie dem, was das Leben von ihm fordert, anpassen zu können. Und sollte ein Volk, das den Entschluß faßt, draußen in der großen Welt Erfolg und Zukunft zu suchen, das nicht nötig haben? Da gehört auch eine Summe von Kenntnissen, Verständnis für Geschichte und Entwicklung der Außenwelt, sorgfältige Beobachtung und Wertschätzung der andern Völker und zuletzt auch eine gehörige Portion Selbstzucht dazu.

Die allgemeinen Kenntnisse, die der Deutsche für seinen Weltberuf mitbringt, geben ihm vor den meisten übrigen Nationen einen gewissen Vorsprung; dies sei zugestanden. Aber die Kenntnis der Entwicklung anderer Völker — da hapert es schon. Allenfalls um das junge Amerika, dessen politisches Werden und dessen wirtschaftliches Erstarken sich in zwei kurze Perioden zusammendrängen, hat sich in dem allgemeinen Ideennebel ein leidlich klarer Kristall gebildet; und von den Grenznachbarn kennt man wohl auch die jüngste, mit unsrer eignen verquickte Geschichte. Aber die Entwicklung, der innere Ausbau anderer Staaten? Und nun gar das Wirken der Völker in der weiten Welt? Ihre Leistungen und Errungenschaften zu Zeiten, wo der Deutsche noch daheim hinter dem Ofen blieb, ihre mühselig erworbenen und jetzt natürlich eifersüchtig behüteten Handelsrechte in fremden Erdteilen? Denn darüber muß man sich doch klar sein, daß dem wohlleingesehnen Kaufmann der Eindringling, der sich mit in die bearbeitete Rundschaft setzen will, keine Freude bereitet, und daß es gilt, seine Achtung zu erwerben, sich gut mit ihm zu stellen, wenn man nicht seine Feindschaft auf dem Halse haben will. Freilich, Schulze, der in Berlin seinen neuen Laden gerade in dem schön gelegnen Kundenviertel eines Geschäftskollegen aufmacht, hat vor dessen Neid und Ärger keine Sorge; die Polizeiwache ist ja nebenan, und das Amtsgericht auch nicht weit. Aber wo eine solche höhere Instanz fehlt, wo, wenn es zum äußersten kommt, nur das Recht des Stärkeren gilt, da würde der Neugekommene seine Unreise zeigen, wenn er nicht Ausgleich und Anschluß bei dem ältern Bewerber suchte; und noch weniger darf er die natürliche Verstimmung verschärfen, indem er sich zum Kritiker über das Privatleben des Nachbarn aufwirft. Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Humanität sind sehr schöne Begriffe; aber eines von beiden geht nur — entweder als Praktiker im Leben stehn, oder bei ethischen Betrachtungen in der Stube sitzen; eine Vermengung ist vom Übel. Oder würde sich nicht der Herr Professor, wenn er von seinem Hauswirt oder vom Mieter aus der ersten Etage wüßte, daß der — sagen wir seine Diensthofen roh behandelte, zweimal bedenken, seine moralische Entrüstung darüber der Welt bekannt zu geben, ehe er nicht einer andern Wohnung sicher wäre? Der Charakter, der für des Lebens Kämpfe tauglich sein soll, muß nicht nur verstehn, seinen Sympathien und Antipathien Zügel anzulegen, sondern auch Ärger und Born beherrschen können, wenn er selbst eine Enttäuschung erleidet. Die Engländer nehmen den ihnen recht peinlichen Ausgang der Mandchurei-Angelegenheit ruhig hin, ohne ihrer Erregung in langen Tiraden Ausdruck zu verleihen; denn das würde ja keinen Zweck haben.

Die Selbstzucht verlangt auch, daß eine nüchterne Einschätzung der eignen Fähigkeiten Hand in Hand gehe mit einem ruhig wohlwollenden Urteil über das, was die andern können. Wie steht es damit bei uns? Die Erfolge, die deutsche Tüchtigkeit und Energie auf manchem Gebiet aufzuweisen hatten, haben das klare Urteil in der Heimat getrübt und die Vorstellung, daß das immer so sein müßte, heranwachsen lassen. Wenn Bismarck damals seinen Ausspruch von der Furchtlosigkeit des Deutschen prägte, um als der berufne Wortführer dem Ausland eine Mahnung und dem Herzen des Volkes ein „Verzage nicht“ zuzurufen, so scheint es heute manchmal, als ob der Deutsche dieses Wort, statt es in ruhigem Selbstbewußtsein zu bewahren, jedem, der ihm in den Weg kommt, an den Kopf werfen wollte. Und zu diesem Gottvertrauen führt ihn nicht ein eingehendes vergleichendes Studium seiner eignen Stärke und der der andern, sondern die naive Überzeugung, die der Stolz auf vergangne Erfolge — an denen unsre Generation doch zur großen Mehrheit keinen Anteil mehr hatte — und die leichtgläubige Eigenliebe in ihm genährt haben.

In unsrer Zeit des ruhelosen, hastigen Schaffens spielt die Reklame eine große und unheilvolle Rolle; die Sucht, genannt und gezeigt zu werden, kränkelt ja mit ihrem bleichen Hauch schon die stille Arbeit des Gelehrten an, sie möchte sogar der segenspendenden Hand des Operateurs ihre Keuschheit rauben. Freilich ist die Reklame ein Mittel, das in vielen Fällen zum schnellen geschäftlichen Erfolge ver-

helfen kann, und darum haben auch Regierung und Behörden bisweilen nicht verschmäht, ihre Dienste für Propaganda in Anspruch zu nehmen. Die mögen ja nun in ihrem eignen Bereich selber zusehen, wie sie die Geister, die sie riesen, wieder loswerden; und die Selbstbescheidung, die im Offizierkorps und in der Beamtenschaft der festeste Kitt ist, wird wohl auch hinreichen, dort die liebe Eitelkeit, für deren Reinkultur sonst die photographische Platte und der Lesebrei der Journale der beste Nährboden sind, am Überwuchern zu hindern. Aber außerhalb dieser Kreise hat die Reklame leider schon eins erreicht: der Deutsche verkündet laut sein eignes Lob. Wie er schon immer der bahnbrechende Vertreter der Wissenschaft war, so ist er nun auch der beste Ingenieur, der tüchtigste Kaufmann und der energischste Kolonisateur; er hat selbstverständlich das erste Heer, mit einem Generalstab, der überhaupt unnachahmlich ist, und neuerdings hat er auch eine Marine, die die englische zwar noch nicht an Größe erreicht, ihr aber an Güte des Personals und der Schiffe mindestens gleichkommt — von geringern Konkurrenten gar nicht zu reden. Und woher weiß er das alles? Nun, das sagen ja doch seine Feinde selbst! Denn jede lobende Übertreibung, die draußen eine Zeitung ihren Landsherrn vorhält, um anzuspornen und aufzustacheln, wird bei uns für bare Münze genommen und getreulich ins Guthaben eingetragen. Daß auf der andern Seite irgend ein Mißgeschick, das dem Nachbarn passiert, bei uns in der Regel in der Tonart „So etwas ist bei uns Gott sei Dank nicht möglich“ besprochen wird, folgt daraus fast von selber. Dieser Weg führt aber nach Jena.

Die großen Vereine, die sich die Erziehung des Deutschen für seinen Weltberuf zum Ziele gesetzt haben, begegnen da einer schweren und dem Anschein nach undankbaren Aufgabe. Es gilt zwar auch, das Volk auf das hinzuweisen, was es erreichen soll, und ihm — aber ohne Ruhmrederei — zu zeigen, wie weit es mit dem, was es kann, schon ist. Aber in diesem Sattel beginnt der Deutsche schon sich mit Behagen selber zurechtzufinden. Wichtiger ist es, bei ihm die Kenntnis von dem zu gründen, was andre schon vor ihm und zum Teil für ihn geleistet haben, das Verständnis besonders für die großartige Arbeit zu erwecken, die England aus eigener Kraft schon seit vielen Jahren in allen Teilen der Erde bewältigt hat, und ihn Anschauungen und Charakter anders entwickelter und anders gearteter Völker verstehen zu lehren. Das Wichtigste aber ist, daß der Deutsche lerne, zwar auf sich selbst vertrauend, aber kühl zurückhaltend und mit der Summe von Selbstzucht, die man im Privatleben „gesellschaftlichen Schiffs“ nennen würde, im Kreise der Völker aufzutreten. O. J.

Die „Kleine orientalische Frage,“ die makedonische, scheint — man muß gerade über sie ja mit der größten Vorsicht kalkulieren — sich ein wenig günstiger gestalten zu wollen. Nicht, als ob der Konferenz Samsdorff-Goluchowski eine besondere Bedeutung beizulegen wäre (dieser unsrer Ansicht gibt auch das von Wien aus prompt erfolgte Dementi des Reformprogramms der „Romoje Wremja“ Recht), sondern die Türkei scheint sich auf den allgemeinen Druck der Mächte hin endlich zur Einleitung tatsächlicher, nicht wie bisher nur papierner Reformen genötigt zu sehen. Aus Konstantinopel kam die sehr bemerkenswerte Meldung, daß an Stelle des altersschwachen Said Pascha der Präsident der erst kürzlich eingesetzten Kommission für makedonische Reformen, Ferid Pascha, zum Großvezier ernannt worden ist.

Die Reform soll also — sehr richtig — am Goldenen Horn selbst beginnen, und zwar an Haupt und Gliedern. Denn in der Wahl des neuen Großveziers muß ein Wechsel nicht nur in der Person, sondern auch im System gesehen werden. Das geht aus der dem Kenner der Verhältnisse in Pildiz Kiosk nicht unbekanntem Tatsache hervor, daß Ferid, obwohl er bei der fast allmächtigen Palastpartei nichts weniger als beliebt ist, jetzt die Oberleitung der türkischen Politik erhalten hat — nur weil er eben seinem Charakter, seinen Anschauungen und Kenntnissen nach den Vertretern der fremden Kabinette besonders genehm ist. Dieser Bruch des unheilvollen christenfeindlich-reaktionären Einflusses der Hofclique, die das in seiner Allgemeinheit manchen sympathischen Zug aufweisende türkische Volk oft genug im abendländischen Urteil diskreditiert hat, ist nicht nur aus politischen Gründen erfreulich.

Es fragt sich allerdings, wie lange Ferid Pascha auf seinem hohen Posten verbleiben wird, wenn die Mächte nicht dauernd die Verfolgung des makedonischen Reformplanes scharf im Auge behalten. Für näher absehbare Zeit ist diese Möglichkeit ja ziemlich ausgeschlossen, und wenn unter dem neuen Großvezierat nach den Reformplänen auch die entsprechende Gesetzgebung und administrative Neuregelung mit Beschleunigung und Ernsthaftigkeit ins Werk gesetzt würde, so könnte für Makedonien schon etwas Positives herauskommen.

Vorkäufig ist nur das Reformprogramm der Hohen Pforte leider ganz lückenhaft und unzulänglich, indem es teils „Neuerungen“ treffen will, die längst Gesetz sind oder sein sollen (z. B. die Hinzuziehung von Christen zu gewissen Gerichts- und Verwaltungskörperschaften), und indem es ferner nebensächliche Dinge betont, die wichtigsten hingegen — hic haeret aqua — mit Schweigen übergeht! So die Praxis der Eintreibung des „Zehnten“, der Abgabe, die die christlichen Bauern, die „Kajah“ (d. h. türkisch „Herde“), nachdem sie an die muselmännischen Beys und Agas, die Grundbesitzer, ein Drittel ihres Gewinns entrichtet haben, noch an die Regierung steuern müssen. Diese zieht den Zehnten nicht etwa durch ihre Organe nach sachgemäßer Veranschlagung oder gar nach Selbsteinschätzung der Zehnten ein, sondern sie vergibt das Recht der Steuereinziehung für die einzelnen Bezirke in förmlicher Auktion wieder an die moslemitischen Herren, die meistens die Mustis der betreffenden Bezirke sind. Wer aber den von den „Kajah“ zu entrichtenden Zehnten abzuschätzen hat, ist kein Geringerer als der — Feldhüter, der natürlich ganz im Sinne des genannten Bestrengens „abschätzt“ — par ordre du Moufti! . . . Da ist es denn nichts weniger als eine Ausnahme, daß dem christlichen Bauern von dem türkischen Machthaber als „Zehnter“ ein Drittel, die Hälfte oder auch alles von seinem verdienten Hab und Gut abgenommen wird.

Eine weitere brennende Frage, eine Quelle fortwährender schwerer Beunruhigungen, ja blutiger Vergewaltigungen der arbeitenden christlichen durch die weniger arbeitame aber umso händelsüchtigere albanesische Bevölkerung und sogar durch Angehörige der Sarafowschen und Zontschewschen bulgarisch-makedonischen Komitees ist das Verbot des Waffentragens für die Christen, sowie die Nichtanerkennung der serbischen Nationalität in Makedonien und dem dazugehörigen Altserbien, obwohl die weitüberwiegende Mehrzahl der Bewohner dieser Gebiete, über 1<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Millionen, serbischen Stammes sind! Es braucht auf die Unhaltbarkeit dieser Zustände wohl nicht besonders hingewiesen zu werden, da sie durch die blutigen Zusammenstöße in jenen Gegenden und die Massenflucht der Rechtlosen und Wehrlosen über die Grenze, die aller paar Tage der Draht meldet, genugsam illustriert wird.

Diese Mißstände sind es jedenfalls, die vor allem schleunige Abhilfe erheischen! Im übrigen wird wohl auf keiner der außenstehenden Seiten verkannt werden können — und zwar im Interesse des internationalen Friedens —, daß für die Gegenwart die Erhaltung des territorialen und landesherrlichen status quo, unter Einführung und Durchführung der oben betonten Verwaltungsreformen, der einzig und allein zu verfolgende Zweck jeder Vorstellung und sonstigen diplomatischen Aktion sein kann. Auf diese Reformen müßte allerdings mit allem Nachdruck gedrungen werden.

In der „Peterburgskija Wjedomosti“ hat nun der russische Politiker Fürst Uchtomski dieser Tage einen Artikel veröffentlicht, der, wenn als nichts anderes, so doch als beachtenswertes Symptom dafür anzusehen ist, daß die russische Politik wegen Makedoniens in der Tat ganz Positives im Sinne hat. Fürst Uchtomski gibt dem Wunsche Ausdruck, man möge in Deutschland einsehen, daß Rußland der Vergewaltigung christlich-slavischer Brüder in der Türkei nicht untätig zusehen könne, und er hofft, daß Deutschland den Russen wegen Makedoniens „in der nächsten Zukunft nicht eine bittere Enttäuschung bereiten werde, ähnlich der des Berliner Vertrags.“ Nun, das von dem russischen Politiker gewünschte deutsche „Einsehen“ ist wohl schon vorhanden. Und auch eine „bittere Enttäuschung“ wird Deutschland dem Nachbarn, mit dem es schon so lange in Frieden lebt, sicher nicht be-

reiten — wenn die russische Diplomatie bei der beabsichtigten Neuerung am Balkan weniger einseitig ist, als im Jahre 1878. Denn es muß jedem, der einiges politische Wissen und Gefühl hat, ohne weiteres einleuchten, daß der Präliminarfriede von Santo Stefano, der als russische Vormacht ein Bulgarien bis zum Ägäischen Meer und zum Pindos schaffen wollte, im Interesse des lokalen balkanischen wie des großen europäischen Gleichgewichts durch eben den Berliner Vertrag auf ein angängigeres Maß zurückgeführt werden mußte. (Vor allem wurde das Berliner Traktat jedenfalls nicht, wie es nach Fürst Achomskis obiger Äußerung scheinen könnte, insbesondere zu Deutschlands Vorteil, sondern in Berücksichtigung der berechtigten Interessen Österreichs und Englands geschlossen.) — Wenn die äußere Einwirkung auf Makedonien, zu der Rußland neuerdings die Initiative ergriffen hat, einen wirklichen, dauernden Erfolg haben soll, so kann dies sicher nur auf Grund eines Programms geschehen, das nach dem baren Grundsatz der Friedensstiftung, der Billigkeit und der Zweckmäßigkeit aufgestellt ist. Nur dann kann ein friedlicherer Zustand gesichert werden, wenn man davon ausgeht, daß allein die gerechte Abwägung der nationalen und der damit verbundenen religiösen Interessen der Makedonier die Besserung zustande bringt. Und da müßte (nach der Reformierung der Steuererhebung und des Waffentragens) zunächst an den Vorgang von Üsküb angeknüpft werden, wo nach langem Ringen um die Gleichberechtigung, und nachdem sich König Alexander selbst seinerzeit an den ökumenischen Patriarchen gewandt hatte, die Serben endlich in dem Metropolitent Firmilian ihrer starken Seelenzahl entsprechend ein Oberhaupt ihrer Kirche erhielten. Ganz abgesehen von der Suprematie der türkischen Bevölkerung sind ja die Rechtsverhältnisse auch innerhalb der andern Nationalitäten in Makedonien nichts weniger als ausgeglichen.

Es verlautete, daß Graf Lamsdorff in Wien dem Grafen Goluchowski vorgeschlagen habe, daß Rußland in Behandlung der makedonischen Frage Bulgarien, Österreich dagegen Serbien als besondere „Interessensphäre“ betrachte. Denselben Vorschlag hat schon Graf Murawiew bei der vorigen sogenannten Entente dem österreichischen Kollegen gemacht — der auch diesmal auf diese Zweiteilung aus guten Gründen nicht eingegangen sein dürfte. Mit einer solchen Diplomatie wird die Lösung des makedonischen Problems ja kaum angebahnt ohne die Gefahr, daß sich Gegensätze entwickeln, die sich mit der Zeit zuspitzen müßten und Makedonien mehr schaden als nutzen würden.

Nur praktisch und schrittweise kann etwas erreicht werden. Das ist wohl auch die deutsche Anschauung. Und Deutschland hat Grund hierzu. Denn wenn, wie Graf Bülow im Dezember 1898 betonte, Deutschland auch „keine direkten politischen“ Interessen auf dem Balkan hat, so wachsen doch stetig unsere dortigen Handelsinteressen. In der serbischen Einfuhr z. B. steht Deutschland heute schon an zweiter Stelle, und deutsches Kapital ist in dortigen Unternehmungen vielfach beteiligt. Wie nötig aber gerade in unsern Tagen der Hochkonkurrenz gute Absatzmärkte und Ausbeutungsgebiete sind, das bedarf wohl keines Nachweises.

Fritz von Briesen

Die Moranarrheit. Bei den wahnsinnigen Vorkommnissen unsrer Zeit ist es Pflicht, immer wieder laut und öffentlich zu sagen, daß Literaturerzeugnisse nach Art von Ibsens Nora Gift sind. Nach Werthers Beispiel erschießen sich einige Duzend liebevolle Jünglinge. Der Schaden ist nicht groß; die Welt verliert nichts an angehenden Männern, die keinen Schmerz aushalten. Vielleicht verlieren auch Kinder nichts an einer Mutter, die sich durch eine Moraufführung verleiten läßt, von ihnen fortzulaufen; aber hier liegt der Schaden darin, daß in einem von Moraphantasien vergifteten Milieu das reine und strenge Pflichtgefühl, dessen eine Mutter bedarf, überhaupt nicht entstehen kann. Goethe war ohne Schuld. Als Jüngling hat er den Werther geschrieben, um sich von seiner krankhaften Stimmung zu befreien, und ohne an die möglichen Folgen des Buches zu denken, die ihn, als sie dann eintraten, nicht wenig verdrossen. (Lessing hatte gleich gesagt, so etwas dürfe

man nicht veröffentlichen, ohne durch einen kühl verständigen Epilog etwaigen schlimmen Wirkungen vorzubeugen.) Anders steht es bei Ibsen, der in seinen Problem Dramen Stimmungen, die er selbst nicht haben konnte, künstlich konstruiert hat, und der als erfahrener, gereifter Mann über die Wirkungen, die sie ausüben mußten, nicht im Zweifel sein konnte.

Zoten und Cynismen, wie sie die ältern großen Dichter nicht verschmäht haben, verwirft unsre feine Zeit als roh und unsittlich, aber die Moral schädigen sie nicht, weil sie das sittliche Urtheil weder fälschen noch verwirren, noch die sittliche Empfindung abstumpfen, wie es der Jesuitismus mancher modernen Romane und Dramen tut. Wenn Shakespeare Dirnen einführt, so sucht er uns nicht zu überreden, es seien unverstandne edle Seelen, und wo er das Liebesproblem ernsthaft behandelt, weicht er nicht einen Schritt breit vom Boden der natürlichen Moral. Zwischen Romeo und Julia steht nichts als die unvernünftige und unsittliche Feindschaft ihrer Familien; indem sich die Liebenden vereinigen, verletzen sie keine Pflicht und niemand's Recht, und sie genießen einander nicht eher, als bis sie vor dem guten Vater Lorenzo Gatte und Gattin geworden sind. Der Goethe, der die Römischen Elegien geschrieben und gelebt hat, war nicht verheiratet, und er schädigte keinen Menschen. Denn wo er verzichtet hätte, würde ein andrer gewonnen und noch dazu larger gezahlt haben als „der freie rüstige Fremde.“ In den Wahlverwandtschaften läßt er schon den in Gedanken begangnen doppelten Ehebruch die Schuldigen tragisch büßen.

Die Verbreitung von Literaturgift kann in unsrer Zeit nicht verhindert werden, darum müssen die Seelen gegen seine Wirkungen gestählt werden. Eine verständige Mutter von fünf Kindern hat ja, wenn sie nicht zu ihrem Unglück sehr reich oder sehr vornehm ist, keine Zeit, ins Theater zu laufen und verrückte Romane zu lesen; befähigt sie ihr Bildungsgrad dazu, so wird sie Pestalozzi und Herbart, die modernen Physiologen, Psychologen, Hygieniker studieren. Wenn aber ein Mädchen unsre Lazarettstücke liest — Goethe gebraucht den Ausdruck —, deren Helden Seelenkrüppel sind, so sollen ihm Vater und Mutter den Epilog dazu halten, etwa in folgender Weise:

Laß dich nicht irre machen durch Redensarten wie „Lebe dich aus! Wage, du selbst zu sein! Rette deine Persönlichkeit!“ und wie die neuen Gebote sonst heißen. Den Rechten gehn allemal die Pflichten voran, und deine Rechte geltend zu machen mit Verletzung deiner Pflichten, ohne Rücksicht auf die begründeten Ansprüche andrer, dazu hast du schon darum nicht das Recht, weil du ohne die andern nichts bist und nichts vermagst, nicht eine Woche lang dein physisches Leben zu fristen, geschweige denn als Kulturmensch zu leben vermagst. Du kannst dich des Morgens nicht ankleiden und dein Frühstück nicht verzehren, ohne daß sich eine Menge Menschen für dich abgemüht haben. Die Arbeiter und die Arbeiterinnen der Spinnereien, der Webereien, der Seidenmanufakturen, die armen Näherinnen, die braunen und die schwarzen Sklaven und Kulis der Kaffee- und der Baumwollenplantagen, die Heizer und die Kohlenzieher der Transportdampfer, die die Kolonialwaren nach Europa bringen, die Zugführer, Heizer, Weichensteller, Rangierer, Telegraphisten der Eisenbahnen, die sie von Hamburg und Bremen oder von Triest ins Innere befördern, die Bäcker, die des Nachts dein Weißbrot backen, die Töpfer, die dir deinen Kochofen und die Heizöfen gesetzt, die Handwerker, die dein Haus gebaut und deine Wohnung behaglich ausgestattet haben, die Bergleute, die im Dunkel und in der Bruthitze des tiefen Schachtes mit Lebensgefahr für dich Kohlen gehauen haben, sie alle führen kein sehr vergnügliches Leben. Manche erleben die halbe, manche die ganze Hölle. Alle müssen sich plagen, und die meisten wären froh, wenn sie es zu dem Grade von animalischem Behagen brächten, unterhalb dessen seelische Bedürfnisse gar nicht zu entstehen pflegen. Regen sich dennoch solche, so fragt kein Mensch danach, ob sie befriedigt werden können; ob der Arbeiter geistige Anregungen und eine angenehme Unterhaltung hat, und ob die Temperatur seines Familienkreises zu warm oder zu kalt ist. Gar oft ist sie ungemütlich heiß, denn Überarbeit, Entbehrungen, Verdruß und immerwährende nagende Sorge um

die Existenz erzeugen im Mann und im Weib eine erbitterte Stimmung, die sich in Zank und gegenseitigen Mißhandlungen Luft macht. Und alle diese Leute — was sind gegen ihre wirklichen Leiden die eingebildeten einer Mora? — müssen aushalten in ihrer unbequemen Lage, wenn sie nicht in den Sumpf des Lumpenproletariats versinken wollen. Die Forscher aber, deren Ergebnisse erst in Technik umgesetzt werden mußten, ehe die oben aufgezählten Handarbeiter ihr Werk beginnen konnten, würden ihre staunenswerten Leistungen nicht vollbracht haben, wenn sie ihre Zeit und Kraft mit Liebeständelei und Grillen verträdeln hätten. Keinem dieser vielen Menschen, die sich für dich abgemüht haben, kannst du deine Schuld bezahlen, denn du kennst sie alle gar nicht. Statt ihrer hast du die Menschen deines Pflichtenkreises, dem du treu zu bleiben hast, auch wenn er dich drückt. Wollte jeder fortlaufen, den seine Pflichten drücken — du lieber Himmel, wie würde es da aussehen in der Welt! Ausgenommen die Ledernen und die Hölzernen, die Stumpfsinnigen und die ganz Rohen gibt es keinen Menschen, den nicht Ärgernisse in der Familie, im Amt, im Geschäft manchmal zur Verzweiflung brächten, sodaß er ausruft: Ich halt's nicht länger aus, ich laufe fort! Der Vernünftige läuft aber nicht fort, sondern fügt sich — je nachdem betend oder fluchend — ins Joch und schleppt den Pflichtkarren weiter. Wenn die Körper, sagt Leibniz, nicht die Eigenschaften der Trägheit und der Widerstandskraft hätten, wenn jeder kleinste Körper seine Bewegung durch einen Stoß jedem größten mitteilte, so käme statt des Kosmos ein Chaos heraus. Dasselbe gilt von der sozialen Welt. Alle soziale Ordnung beruht darauf, daß jeder durch das Schwergewicht seines Pflichtgefühls und seiner die Interessen abschätzenden vernünftigen Überlegung an seine Stelle gefesselt und in seiner Funktion erhalten wird. Wenn jeder widerstandslos jedem Antrieb eines Gelüstes, einer Laune, einer Phantasie, eines eingebildeten Bedürfnisses folgte, dann käme kein Eisenbahnzug und kein Brief an, bekäme kein Beamter seinen Gehalt, kein Arbeiter seinen Lohn, würde keine Stadt mit Lebensmitteln versorgt, käme es zu keinem Hausbau und überhaupt zu keinem geordneten Zusammenwirken für irgend einen friedlichen oder kriegerischen Zweck.

Ausnahmen müssen zugelassen werden, denn jede Verpflichtung hat, wie alles in der Welt, ihre Grenze. Wenn eine Frau furchtbare körperliche Mißhandlungen zu erdulden hat, so darf sie fliehen — nur nicht mit einem Liebhaber. Sprengt ein Genie die Fesseln einengender Familien- oder Amtspflichten, um an eine Stelle zu gelangen, wo es sich entfalten kann, so wird ihm das Urteil der Nachwelt nicht allein Pflichtverletzungen, sondern vielleicht sogar Verbrechen verzeihen, wenn seine Leistungen — große Kunstwerke oder große Taten — bewiesen haben, daß er nicht eitler Eitelbildung, sondern wirklich einem göttlichen Ruf gefolgt ist. Aber Schäferstündchen mit einem lieben hübschen Kerl sind weder Kunstwerke noch Großtaten. K. J.

**Kantoreigesellschaften.** Es trifft sich gut, daß gerade jetzt eine Schrift\*) erschienen ist über einen Gegenstand auf dem Gebiete der Musik, der in Nr. 34 der Grenzboten von 1902 S. 409 (Musikalische Zeitfragen) kurz erwähnt worden und manchem Leser vielleicht unverständlich geblieben ist. Das sind die Kantoreien des alten Kursachsens, Laienchöre, die zur Hebung des Gottesdienstes in der Reformationszeit gegründet worden sind und in ihren Resten zum Teil noch heute fortbestehen.

Die Geschichte dieser Gesellschaften ist im vorliegenden Buche zum erstenmal im Zusammenhange auf Grund urkundlicher Forschungen behandelt worden und verdient schon mit Rücksicht auf die in den erwähnten „musikalischen Zeitfragen“ aufgedeckten Mängel der Musikpflege die Beachtung weiterer Kreise.

Das Heimatland der Kantoreien, sagt der Verfasser, ist Sachsen und Thüringen, das schöne Stück deutschen Landes, das ein jungesfrohes Völkchen und eine große Zahl hochbegabter Komponisten hervorgebracht und beherbergt hat, das in der Ge-

\*) Geschichte der Kantoreigesellschaften im ehemaligen Kurfürstentum Sachsen von Arno Werner (Bitterfeld). (Neuntes Beiheft der Publikationen der internationalen Musikgesellschaft.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 84 Seiten. 3 Mark.

schichte der Musik eine führende Rolle von den Zeiten der Reformation bis zum Tode des großen Sebastian Bach gespielt hat. Die Kantoreien im Sinne der Bernerschen Schrift sind freiwillige Sängergesellschaften von Bürgern und Schülern, die in Städten entstanden, wo es deutsche Schulen gab, oder wo die lateinischen Schulen wegen der geringen Zahl von Männerstimmen den religiösen und künstlerischen Bedürfnissen nicht genügten: zum Unterschied von bezahlten Berufsängern an Fürstenhöfen und von Schülerchören der gutbesuchten Lateinschulen, die ebenfalls beide Kantoreien genannt wurden. Über die Entstehung der hier gemeinten Kantoreien gehen die Meinungen auseinander; denn während man einerseits die alten Meistersingerzünfte und die Stadtpfeifergilden als Vorbilder bezeichnet, ist man auf der andern Seite geneigt, die Kalandsbrüder, diese bekannten religiösen Gilden des Mittelalters, als den Ursprung der Kantoreien anzunehmen. Zu dieser Ansicht neigt auch der Verfasser, und er sucht sie an der fast sechshundert Jahre alten Kantorei in Delitzsch sowie an den ebenfalls alten Gesellschaften in Chemnitz, Döbeln und Oschatz zu begründen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß es sich um Nebenründungen der Kalandsbrüderschaften handle, da die Kalandsherren auch in künstlerischer Beziehung vielfach anregend und fruchtbringend gewirkt hätten und in Delitzsch im Jahre 1440 zu einer neuen Bruderschaft zusammengetreten seien, die mit den Schulknaben den Sängerkhor der Kirche gebildet hätte.

Die erste Blütezeit der Kantoreien fällt in die Jahre von 1530 bis 1618, und da Luther selbst von der Musik viel verstand und sie liebte, so ist man geneigt, die kursächsischen Kantoreien mit auf seinen Einfluß zurückzuführen, zumal da gerade die wittenbergische Kantorei als die eigentliche Stammkantorei und als eine Art Hochschule der Kirchenmusik für ganz Sachsen angesehen wurde. Ein wirklicher Beweis für Luthers persönliche Einwirkung kann jedoch weder für die Wittenberger noch für die Torgauer Kantorei erbracht werden, wenn auch feststeht, daß jene in seinem Hause gesungen, und daß er diese in der zweiten Visitation unter seinem Vorstz 1534 besonders erwähnt hat, nachdem er schon die 1529 eingegangene kurfürstliche Kantorei in Torgau eines Lobes gewürdigt hatte. Keinesfalls waren die Reformatoren den Gesellschaften abgeneigt, aber sie hatten noch zu viel mit den äußern kirchlichen Verhältnissen bei ihren Visitationen zu tun, als daß sie tatkräftig hätten eingreifen können. Das überließen sie den Städten selbst, und die Stadtkasse bewilligte dem auch vielfach die Mittel zur Anschaffung des Notenmaterials, soweit die Kirchenkasse dafür nicht aufkam. Allmählich verbreiteten sich die Kantoreien von Wittenberg aus über das ganze alte Kursachsen, sodaß im Königreich Sachsen 91, in der Provinz Sachsen, hauptsächlich also in den jetzigen Kreisen Delitzsch, Bitterfeld, Torgau, Wittenberg, Schweinitz und Liebenwerda 26, und in den angrenzenden niederlausitzer Städten 8 Kantoreigesellschaften nachweisbar sind. Selbstverständlich gab es schon damals, wenn Deutsche zu einem Verein zusammentraten, die üblichen Vereinsatzungen, und so hatten auch die Kantoreien sämtlich ihre eignen Kantoreiordnungen; es gab Ehrenmitglieder, Nichtsänger, Vorsitzende und Protokollführer, und die Satzungen bedurften der Bestätigung des Superintendenten oder Pfarrers, der damit meistens zugleich an der Spitze und dem Kantor zur Seite stand. Alle Standesunterschiede der Mitglieder fielen weg, die Honoratoren nahmen ebenso an der Gesellschaft teil wie die Handwerker und die Bürger, schon um sich, wie Werner meint, ein pomphaftes Begräbnis zu sichern. Der Grundstock der mitwirkenden Sänger waren jedoch überall die Schulmeister mit dem Kantor, dem Organisten und dem Stadtpfeifer, weil diese musikverständlich waren. Sie übten die Chorgesänge zum Hauptgottesdienste ein, sangen allsonntäglich oder einen Sonntag um den andern und hatten an größern Festtagen, deren es zwanzig gab, Figuralmusik vorzuführen. Daneben verherrlichten sie durch ihren Gesang die Hochzeitsfeten der vermögenden Bürger und geleiteten deren Tote mit Gesang zu Grabe. Aus allen diesen Verrichtungen, sowie für das Verleihen von Leichengeräten, Bahren usw. erwuchs der Kantorei eine gute Einnahme, und es ist deshalb nicht auffallend, daß sie allmonatlich ein Liebesmahl abhielt, woran

auch die Frauen der Sänger teilnehmen durften. Daneben gab es einmal im Jahre eine Hauptversammlung — das convivium —, wobei es nach der Erledigung des geschäftlichen Teils hoch herging. Der Verfasser druckt die Schilderung einer solchen Festlichkeit der Delitzscher Kantoreigeellschaft aus dem Jahre 1621 ab, die kulturgeschichtlich sehr beachtenswert ist.

Der Dreißigjährige Krieg machte vielen Kantoreien ein Ende, und als am 25. Juni 1630 das Jubelfest der Augsburgischen Konfession gefeiert wurde, hielt die Eilenburger Kantorei für längere Zeit eins ihrer letzten Konvivien. Wahrscheinlich beschenkte nach Berners Ermittlungen bei dieser Gelegenheit der dortige Senior der Gesellschaft, Archidiaconus Martin Kindart, seine Sangesbrüder mit dem unsterblichen Tischliede: „Nun danket alle Gott,“ das also nicht erst, wie man öfter liest, im Jahre 1648 beim Friedensschlusse zum erstenmal vom deutschen Volke gesungen worden ist. Als dann ruhigere Zeiten eingetreten waren, regten sich auch die Kantoreien wieder, aber es trat allmählich eine Scheidung in vornehmere, nicht singende Mitglieder und in ausübende Sänger ein, wobei diese nur zu bald in eine untergeordnete Stellung gedrängt wurden, sodaß die Konvivien nicht selten mit Zank und Streit endigten. Dazu kam, daß der frühere Gesang der Kantorei durch Einführung der Instrumentalmusik, durch vermehrtes Orgelspiel und durch den Gemeindegang immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Man sang deshalb schon längst nicht mehr aller Sonntage und hatte Sorge um die Beschaffung der Noten und Instrumente, da die Stadtkassen mit ihren Zuschüssen zurückhielten, und auch die sonstigen Einnahmequellen nicht reichlich flossen. Trotzdem bleibt den Kantoreien dieser Zeit das Verdienst, fast ausschließlich deutsche Musik gepflegt zu haben, während die Hofkapellen in Weiskensels, Dresden, Zeitz und Querfurt die italienischen Tonsetzer bevorzugten, und deutsches Wesen überhaupt mit Füßen getreten wurde.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gingen die Kantoreien infolge des herrschenden Pietismus und des spätern Nationalismus zu Grunde. Den Pietisten galt jede Ausübung der Lebensfreude als ein sündhafter Greuel, sie verabscheuten deshalb auch die Kunstmusik und vernichteten damit die reiche Musikpflege in Sachsen; ihrer Meinung nach „zerstreute das künstliche Getöse die Sinne mehr, als es zur Innigkeit und Inbrünstigkeit erweckt und vereinigt.“ Erst als im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der zwei- und dreistimmige Gesang in den Männerchören und Liedertafeln angebahnt wurde, als sich das einfache deutsche Lied durch Goethe und die Hainbünddichter überall in deutschen Landen Geltung verschaffte, als die kühnen Freiheitsdichter Arndt, Körner und Schenkendorf ihre vaterländischen Weisen erschallen ließen, da fanden sich auch einzelne Kantoreigeellschaften zu neuer Tätigkeit zusammen, namentlich als nach dem Wiener Frieden der Kurkreis an Preußen fiel, und die preußische Regierung den Kantoreien wohlwollendes Verständnis entgegenbrachte. Jedoch die überall aufblühenden Männergesangsvereine mit ihren freiheitlichen Anschauungen sagten den Bürgern mehr zu, als die von der Geistlichkeit beaufsichtigten Kantoreien mit ihren Zwangsordnungen; sie führten deshalb nur ein kümmerliches Dasein, und wo sie noch gegenwärtig bestehen, da werden sie entweder von weltlichen Gesangsvereinen im Chorgesange unterstützt, oder sie pflegen selbst neben der geistlichen auch die weltliche Chormusik und sind dadurch einfache Gesangsvereine geworden.

R. K.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig